

Vom literarischen Zürich im Mittelalter : Vortrag, gehalten am 3. Juni 1961 auf dem Rathaus in Zürich vor der Jahresversammlung der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft

Autor(en): **Wehrli, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-
Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles**

Band (Jahr): **4 (1961)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-387933>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

MAX WEHRLI (ZÜRICH)

VOM LITERARISCHEN ZÜRICH IM MITTELALTER

Vortrag, gehalten am 3. Juni 1961 auf dem Rathaus in Zürich
vor der Jahresversammlung der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft

Nicht von den stolzen Epochen Limmatathens im 18. und wieder im 19. Jahrhundert sei die Rede, sondern von einem ersten rühmlichen Hervortreten der Stadt im Bereiche der Dichtung, an welches sich eine reizvolle versteckte Tradition geschlossen, die sich durch die folgenden Jahrhunderte zürcherischen Lebens zieht. Aus der Tätigkeit zürcherischer Sammler und Liebhaber ging damals eines der größten bibliophilen Werke der Weltliteratur hervor: die Manesse'sche Liederhandschrift, die weitaus umfangreichste und kostbarste Sammlung ritterlicher Lyrik, ohne die unser Wissen vom Minnesang noch bruchstückhafter wäre, als es ohnehin ist. Vierhundert Jahre nach ihrer Vollendung hat Johann Jakob Bodmer sie wieder aufgespürt und als hochoffizielle Leihgabe aus der Königlichen Bibliothek in Paris mit unsäglichem Glücksgefühl in den Händen gehalten, und wieder ein Jahrhundert später hat Gottfried Keller nicht verschmäht, sich in sorgfältigen dichterischen Hypothesen ihre Entstehung auszumalen. Mag die zürcherische Herkunft des herrlichen Codex selbst auch nicht sicher sein: Bodmer hat ihn mit seiner Wiederentdeckung und seiner Publikation – ein halbes Jahrhundert, bevor es anderwärts Interessenten gab – endgültig in den geistigen Besitz seiner Stadt, «der uralten Zyrich», aufgenommen. Vom Manesse-Kreis, dessen Mäzenatentum mindestens an der Wiege der großartigen Sammlung stand, haben wir auszugehen; aber es ist zugleich auch das Zürich einer klerikalen und klösterlichen Kultur ins Auge zu fassen, und beides hatte schon damals eine Vergangenheit

und eine Zukunft, die uns in Rückblick und Vorschau mitbeschäftigen soll.

Eine vornehme Welt im Zeichen der großen Mächte des feudalen Reichs und einer alle Güter der Bildung und des Wissens verwaltenden Kirche! Aber schon hier gerät die Selbstgefälligkeit des zürcherischen Nachgeborenen in eine gewisse Problematik. Als man vor zehn Jahren die sechshundertjährige Zugehörigkeit der Stadt zum Bunde der Eidgenossen feierte, da wurde nicht selten selbst von offiziellen Historikern erwähnt, die Brunsche Zunftverfassung von 1336 und der Eintritt in den Bund 1351 seien revolutionäre Akte gewesen, mit denen auch ein kultureller Umbruch verbunden war, ja mit denen die Größe des mittelalterlichen Zürich ihr Ende nahm. Die bedeutende Reichsstadt hatte sich sozusagen in die Gesellschaft aufständischer Bauern begeben – wie es damals wenigstens dem österreichisch gesinnten Adel erscheinen mußte. Mit der Blüte der höfischen Literatur war es in Zürich tatsächlich seit dieser Zeit vorbei, sofern die adligen Sänger überhaupt schon heil aus der Schlacht am Morgarten zurückgekommen waren oder vorher noch die Folgen des Königsmordes von Windisch überstanden hatten. Im 15. Jahrhundert wurde allerdings der Wunsch zurück, die österreichische Sehnsucht, noch einmal übermächtig. Der Alte Zürichkrieg war ja nicht nur ein Bruderzwist, sondern nochmals die Auseinandersetzung einer alten mit einer neuen Welt: des adlig-feudalen mit dem bäuerlich-eidgenössischen Prinzip. So erschien er wenigstens in der berühmten Schrift des gelehrten Chorherrn, Human-

sten, Hofmanns, Bibliophilen und Eidgenossenfressers Felix Hemmerlin über Adel und Bauerntum¹. In diesem *Liber de Nobilitate*, einem gelehrten, bitterbösen und amüsanten Dialog, wurde alles Edle dem Adel und alles Untermenschentum den Bauern zugeschrieben, und wurden die Schwyzer in höhnischer Etymologie als Schwitzer, Schwitzende vorgestellt, überwundene Sachsen, Reichsfeinde, die Karl der Große an den Gotthard verbannt habe, um hier in der Bewachung des Alpenübergangs Blut zu schwitzen.

Springen wir dennoch über unseren demokratischen und eidgenössischen Schatten! Die romantische Träne, die wir dem Zürich der ritterlichen und geistlichen Kultur nachweinen wollen, ist harmlos. Sie gilt einer Aristokratie des Geistes, die auch in den Zeiten demokratischer Ordnung der Dinge nicht überholt ist.

Und vor allem: es kommt hinzu, daß jene zürcherische Feudalität bereits selbst heimlich der kommenden Zeit des Bürgertums näher war, als sie vielleicht wahrhaben wollte. Jene frühe zürcherische Literaturblüte im späten 13. und frühen 14. Jahrhundert, jene hohe Zeit der höfischen Liebe, des Liedersammelns und zugleich auch der kühnen mystischen Frömmigkeit in den Klöstern der Stadt ist, auch vom Mittelalter her gesehen, eine Spätblüte. Sie ist ja dadurch gekennzeichnet, daß sich die hohe ritterliche Kunst von den ländlichen Burgen und Schlössern nach der Stadt verpflanzt hatte, ja ins städtische Bürgertum, und daß gerade die liebenswürdigste und bezeichnendste Gestalt ein Bürger war, der von seinen adligen Freunden und Gönnern die höfische Kunst übernahm: Johannes Hadlaub. Schon seit langem war es um 1300 mit dem Glanz der kaiserlich-königlichen Stadt vorbei. Die königliche Pfalz auf dem Lindenhof existierte nicht mehr. Die schöne und reiche Stadt Schwabens, das «nobile Turegum, multarum

¹ Felix Hemmerlins *Liber de nobilitate*: Auszug u. a. bei B. Reber, Felix Hemmerlin von Zürich, Zürich 1846.

copia rerum», von welchem Otto von Freising berichtet, war die Stadt des 11. und frühen 12. Jahrhunderts gewesen, wo die Kaiser Heinrich II., Konrad II, Heinrich III. Hof gehalten hatten, wo der heilige Bernhard von Clairvaux das Kreuz gepredigt und kurz vorher sein unglücklicher Gegner, der ketzerische Arnold von Brescia, Zuflucht gefunden. Und vollends weit zurück im Dunkel lagen die Zeiten der Karolinger mit der Gründung der beiden großen Stifte und mit dem ältesten uns bekannten Zürcher Dichter: Ratpert, Mönch zu St. Gallen, Hymnendichter und Begründer der berühmten Klosterchronik. Nur aus Ratperts Gedicht zur Einweihungsfeier des Fraumünsters wissen wir noch, wie prächtig der karolingische Bau gewesen mit seinen doppelten Reihen hoher, geschliffener Säulen, seinen Bildwerken und Fenstern, seinen Malereien und seinem Goldschmuck. Und sein deutscher Hymnus auf den heiligen Gallus, der den Eintritt Zürichs in die deutsche Literaturgeschichte bezeichnet², ist nur in lateinischer Nachdichtung erhalten. Schon seit einem halben Jahrtausend aber ruhte in der Bibliothek des Großmünsterstifts der mächtige turonische Codex, die sogenannte Alkuinbibel (Bild 6), auf die sich der Mythos von Karls des Großen persönlichen Verdiensten um die Gründung des Großmünsters und seiner Schule stützte und die noch heute vermutlich das kostbarste Zimelium der Zürcher Zentralbibliothek darstellt³.

Die Herrlichkeit des Reichs hatte zur Zeit der Manesse, seit dem Interregnum und dem Aufstieg der habsburgischen Haus- und Territorialmacht, von ihrem sakralen und

² Ratperts Gedichte in den *Monumenta Germaniae Historica, Poetae, IV und V, 2*, die *Chronik ebenda Scriptorum II*.

³ Alkuinbibel: L. C. Mohlberg, *Mittelalterliche Handschriften. Katalog der Handschriften der Zentralbibliothek Zürich, I*, Zürich 1951, Nr. 226. Über Fragmente einer andern Handschrift vgl. Anton Largiadèr, *Eine Alkuin-Handschrift des 10. Jahrhunderts in Zürich*, Zürich 1958 (Berichthaus).

geistigen Glanz schon viel verloren. Es ist vielleicht nicht ganz zufällig, daß die Manessische Handschrift zwar noch mit dem monumentalen Bild des Kaisers, Heinrichs VI., eröffnet wird, der da thront mit Krone, Schwert und Szepter, aber diese Kaiserkrone sieht eher aus wie ein etwas verwilderter Efeukranz. Der Minnesang, der nach Hadlaubs Worten in Zürich «Baum und Wurzeln» besaß, war selbst schon die Frucht eines unmerklichen, aber unwiderrufflichen Umbruchs der Zeiten. Die Manessische Sammlung war schließlich nichts anderes als – im letzten Moment – die Kodifikation eines untergehenden, untergegangenen Lebens. Freilich wurden dadurch Geist und Schönheit dieser künstlerischen Welt in die Zukunft gerettet, und vielleicht sogar nur dank der Pracht der bibliophilen Ausstattung; ein unansehnlicheres Pergament hätte sich wohl eher in den Stürmen oder der Gleichgültigkeit der Geschichte verloren.

Die Manessische Handschrift⁴: einzigartig ist immer noch der vornehme Gesellschaftskreis, der nach der Schilderung Hadlaubs diese Sammlung begünstigt und in festlichem Zusammensein sich selbst noch dem Spiel ritterlichen Gesangs ergibt: edel frowen, hohe pfaffen, ritter guot wie Hadlaub sagt – in Räumen, die wir uns heute nach der Entdeckung der Wandbilder im «Langen Keller» (Bild 7) wieder genauer vorstellen können⁵. Da ist der Fürstbischof von Konstanz, Heinrich von Klingenberg, auf den vielleicht die sogenannte Weingartner Liedersammlung zurückgeht, da ist die Fürstäbtissin vom Fraumünster, sind der

⁴ Manessische Liederhandschrift, Faksimileausgabe des Insel-Verlags, Leipzig 1925–27, dazu Einleitungen von R. Sillib, F. Panzer, A. Haseloff, 1929. Getreuer Textabdruck von F. Pfaff, Heidelberg 1909. – Die Schweizerischen Minnesänger, herausgegeben von Karl Bartsch, Frauenfeld und Leipzig 1887. Über Hadlaub zuletzt Hedwig Lang, Johannes Hadlaub, Berlin 1959.

⁵ Über die 1932 entdeckten Bilder im Langen Keller (heute im Schweizerischen Landesmuseum) vgl. Kunstdenkmäler des Kantons Zürich V = Stadt Zürich II, S. 129ff.

«Fürst» von Einsidelen und der Abt von Petershausen, die Grafen und Freiherren von Toggenburg, Landenberg, Regensberg, Dällikon, Trostberg, Eschenbach – eine Nobilität, die uns die feudale Topographie der spätmittelalterlichen Ostschweiz vergegenwärtigt, und dazu, im Hintergrund, alle die oberdeutschen ritterlichen Sänger, deren Lieder in der entstehenden Handschrift versammelt werden. Manche mächtigen Geschlechter sind freilich schon erloschen: die Zähringer, die Kyburger, die Rapperswiler, und manche, wie die Toggenburger, werden ihnen in nicht allzulanger Zeit folgen.

Einzigartig bleibt aber auch, wie im Schoß dieser zürcherischen Feudalgesellschaft noch einmal, in später Stunde, der Minnesang gedieh und sich verwandelte. Die hohen Damen und Herren umstehen freundlich und gutmütig belustigt die minnesingerischen Gehversuche des jungen Hadlaub, der hier aus ihren Händen für alle kommenden bürgerlichen Generationen das hohe Gut höfischer Kunst übernimmt. Hadlaub ist ja bei aller technischen Schwerfälligkeit von hoher Originalität. Er gibt dem abstrakten, blutleer gewordenen Liede eine überraschende erzählerische Wendung, führt in ganz neuer Weise die Stationen seines Dienstes in einer malerischen Kette anekdotischer Berichte vor und biegt damit das transzendente hohe Lied ins Konkrete, Solide, einmalig Biographische um. Ja er spielt selber kühn mit diesem Gegensatz zwischen überkommenem Minneidealismus und realem Alltag. Herbst des Minnesangs: das ist bei ihm nicht nur elegische Spätzeit, sondern ebenso die Zeit massiver Freuden der Ernte, der Schlachtfeste und Trinkgelage. In seinem Lied von der «Haussorge» mißt er die Schmerzen des unglücklichen Liebhabers an den Plagen des armen Familienvaters, der von seinen hungernden, frierenden und lärmenden Kindern und der verdrossenen Eehälfte «angefallen» wird und nicht weiß, wo ihm der Kopf steht. Wie sich hier Maske und Bekenntnis, Spiel und

Wirklichkeit, Ernst und Scherz begegnen und verrechnen, das läßt sich kaum mehr feststellen – nur daß sich die einzige urkundliche Nachricht, die wir von ihm besitzen, just auf den Kauf eines Hauses am Neumarkt, am 4. Januar 1302, bezieht (Abb. 1). Man wird aber mit Gottfried Keller doch wagen dürfen, Hadlaub und seinen Kreis als bezeichnend zürcherisch aufzufassen: er ist echt in seiner Nüchternheit, praktisch im realen Sammeln des Idealen, dilettantisch im besten Sinn.

Verschlossen bleibt uns bei diesem Kreis der Manesse auch, wie es mit der Pflege epischer Dichtung stand. Doch befinden wir uns immerhin in der geographischen Mitte einer fruchtbaren Landschaft höfischer Erzählung: Hartmann von Aue – vielleicht ein Herr von Wespersbühl bei Andelfingen – mag hundert Jahre früher auf der Burg Aue (Eglisau) oder auf der Kyburg⁶ seine Artusromane und ritterlichen Legenden vorgelesen haben, und zur gleichen Zeit wirkte auf seiner Thurgauer Pfründe der schlichte Pfarrer Ulrich von Zezikon, der älteste deutsche Dichter des recht unheiligen wîpsælegen Lancelot⁷. Später erscheint im Rheintal Rudolf von Ems, von dessen gewaltiger Weltchronik das Kloster Rheinau eine prächtige Bilderhandschrift besaß⁸, und in Basel wirkte, offenbar in einem ähnlichen patrizisch-feudalen Kreis wie dem der Manesse, der vielseitige Meister der literarischen Hochgotik, Konrad von Würzburg. Spätere Manuskripte aus Zürich und der Ostschweiz zeigen, daß man hier bis ins 15. und 16. Jahrhundert hinein sich für Ritterbücher und ihre prosaischen Nachkom-

⁶ Zur Kyburger These Franz Beyerle, in: Kunst und Recht, Festgabe für Hans Fehr, Karlsruhe 1948.

⁷ Heute am besten zugänglich in einer amerikanischen Übersetzung: Ulrich von Zatzikhoven, Lancelot, translated by Kenneth G. T. Webster, Notes and Introduction by R. S. Loomis, New York 1951.

⁸ Bilderhandschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems, 14. Jahrhundert, aus Rheinau, Mohlberg Nr. 382.

men, die sogenannten Volksbücher, interessierte. Aus dem Fraumünster stammt eine bedeutende Sammelhandschrift mit den Geschichten von Flore und Blanscheflur, von Karl dem Großen und dem heiligen Wilhelm (nach Wolfram von Eschenbach), den Gesta Romanorum und verschiedenen Legenden⁹. Das Kloster Rüti steuert ein Fragment von Wolframs Parzival¹⁰ bei – dieses größte Werk des ritterlichen Mittelalters aber hat Bodmer aus einer Inkunabel wieder entdeckt, dem berühmten Druck von 1477, den er später aus einer Zürcher Familie als Geschenk erhielt und – auch hier der Entdecker eigenen Besitzes – mit ergreifender Geste seiner Vaterstadt vermachte¹¹ (Abb. 2/3).

Doch bleiben wir ganz konkret und in der Nähe! Wie das Erbe der hohen Kunst auch sonst in unserer Stadt in den bürgerlichen

⁹ Deutsche Volksbücher aus einer Zürcher Handschrift des 15. Jahrhunderts. Herausgegeben von A. Bachmann und S. Singer. Tübingen 1889.

¹⁰ Parzivalfragment, wahrscheinlich aus dem Kloster Rüti, Mohlberg Nr. 352.

¹¹ Straßburger Druck von 1477 aus dem Besitz von I. R. Ziegler, Zentralbibliothek Zürich. Vgl. dazu M. Wehrli, J. J. Bodmer und die Geschichte der Literatur. Frauenfeld und Leipzig 1937.

ZUR FOLGENDEN DOPPELSEITE

2 *Auf Pergamentblatt gedruckte Widmung eines Exemplars von Wolfram von Eschenbachs Parzival (Mentelin, Straßburg 1477), das sich heute im Besitz der Zürcher Zentralbibliothek befindet: Der greise Chorherr Johann Rudolf Ziegler, Ludimoderator am Carolinum, und sein Sohn Johann Caspar Ziegler (aus dessen Druckerei das Berichthaus hervorging) schenken das Werk im Dezember 1759 dem Chorherrn und Professor Johann Jakob Breitingen.*

3 *Breitingen schenkt den Parzivaldruck (vgl. vorangehende Illustration) weiter an seinen Freund Johann Jakob Bodmer, damit durch dessen Fürsorge der altdeutsche Dichter gerettet und bereinigt herausgegeben werde. Die als Motto vorangestellten Homerverse (Ilias B 100 ff.) schildern den Weg des Szepters, welches von Hephäst über Zeus, Hermes, Pelops, Atrous und Thyestes an Agamemnon kam. Bodmer schenkt in diesem Sinne das Buch seiner Stadt: civitati dedit Bodmer schrieb er selbst darunter.*

VIRO ADMODUM VENERANDO,
STUPENDA ERUDITIONE, EXIMIO INGENII ACUMINE,
MIRA HUMANITATE, MERITISQUE DE QUIBUSVIS
STUDIORUM GÈNERIBUS
EORUMQUE STUDIOIS PLURIMIS ET MAXIMIS,
CELEBERRIMO,
GYMNASII TURICENSIS ORNAMENTO PRAECIPUO,
JOHANNI JACOBO BREITINGERO,
PHILOGOGIAE SACRAE PROFESSORI
PRAECLARISSIMO.

ET

TEMPLI CAROLINI CANONICO DIGNISSIMO,
SCHOLARUM ET SCHOLIS FIDAM OPERAM NAVANTIUM
MAECENATI OPTIMO,

FAUTORI INPRIMIS SUO QUAM MAXIME SUSPICIUNDO,
UT GRATI ANIMI ALIQUOD EXTET MONUMENTUM,
POEMATA, QUAE HOC VOLUMEN CONTINET
ANTIQUITATE ET RARITATE NOBILIS POETAE
WOLFRAMS VON ESCHILBACH

EA, QUA PAR EST, OBSERVANTIA,
OFFERUNT,

VIRI VENERANDI MERITA PER MAGNAM VITAE PARTEM
IN SE COLLATA RECORDANTES,
ET UT EODEM ANIMO, QUO IN SE HACTENUS FUIT, PER-
PETUO ESSE PERGAT, ETIAM ATQUE ETIAM ROGITANTES,

DECUMBENS SENEX

JOHANNES RUDOLPHUS ZIEGLERUS,
LUDI CAROLINI MODERATOR CANONICUS, PATER,

ET

JOHANNES CASPARUS ZIEGLERUS,
TYPOGRAPHUS, FILIUS.,

TURICI, IDIBUS DECEMBRIS MDCCLIX.

— — — — — Ἄνα δ' ἑκρέων Ἀγαμέμνων
 ἔσθ', Σκηπτοῦ ἔχων. (τοῦ μιν Ἡφαίσθ' ἔκαρτε πτερυχῶν)
 Ἡφαίσθωσ' ἔδωκε Διὶ κρονίωνι ἀνακτι.
 Ἄνταρ ἄρα Ζεὺς ἔδωκε διακροῶσ' Ἀργεΐφοντι.
 Ἐρριείας δ' ἄναξ ἔδωκεν Πέλοπι πληζίππῳ.
 Ἄνταρ ὁ αὐτὲ Πέλοψ' ἔδωκ' Ἄτρει ποιμένι λαῶν.
 Ἄτρεὺς δ' ἄνθρωπων ἔλιπε πολυάργυρι' Ἰουεσσῆ.
 Ἄνταρ ὁ αὐτὲ Ἰουεσσ' Ἀγαμέμνονι λείπε φορνῆαι.
 ΟΜΗΡ. ΙΛΙΑΔ. Α. ν. 100. seqq.

Hunc Poetæ veteris Teutonici Codicem,
 a Viro Ven. J. R. ZIEGLERO dono
 acceptum—

PER MANVS TRADIT

Viro Clarissimo, Spectatissimoque

JOANNI JACOBO BODMERO,
 Historiæ Patriæ Professori & Duodecim-Viro.

ut eius opera & consilio porro ab oblivione et interitu
 vindicetur,

et ad integritatem restituatur:

JO. JACOBVS BREITINGERVS.

CIVITATI DEBIT BODMERO. 3

Alltag gesickert sein mag, dafür gibt es einen rührenden Beleg. 1843 fand der Major H. G. Faesi in einem Haus am Rennweg, aus Anlaß eines Umbaus, zwischen zwei Balken ein zierliches Pergamentheftchen, in welchem sieben gereimte Liebesbriefe und ein kunstvolleres Abschlußgedicht zu lesen sind¹². Sie stammen aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, der Manessezeit, und enthalten die sehnsüchtigen Liebesgeständnisse und Beschwörungen eines Liebhabers, der u. a. behauptet, er schmore unter der Hitze der Liebe wie ein Rostbraten. Die angebetete Dame, die vielleicht eben am Rennweg wohnte und die zarte Sendung in den Balken versteckt hatte, ist seit 600 Jahren zu den Abgeschiedenen versammelt, und vom diskreten Absender wissen wir nur, daß sein Name dreisilbig war und auf -in endete. Denn er unterschrieb:

Got grüez dich, liebe frouwe min,
du waist ouch vil wol, daz ich bin
din aigin diener...

Eberwin oder Heinzelin mögen wir ergänzen. Im übrigen sind seine Verse formelhaft, aber kaum je sonst ist die lebendige Funktion des Minnelieds so konkret zu erfassen wie aus diesem Funde vom Rennweg. Selbst der romantisch bewegte Professor Ludwig Ettmüller, der sie herausgab, ließ sich offenbar von ihnen noch anregen, wenn er, wie Eliza Wille berichtet, «im altdeutschen Rock mit einem Spitzenkragen und einer Gitarre am blauen Bande durch die Straßen schritt, um abends seiner späteren Frau, einer ehrensamen Zürcher Jungfer, ein Ständchen zu bringen»¹³.

Unter den Gönnern Hadlaubs und den Liebhabern des Minnesangs finden wir nun aber auch das geistliche Element vertreten. Es stellt sich die Frage, was diese gnädigen

¹² Herausgegeben von Ludwig Ettmüller, Zürich 1844, in den Mittheilungen der Zürcher Gesellschaft für vaterländische Alterthümer VIII. Vgl. dazu Ernst Meyer, Die gereimten Liebesbriefe des deutschen Mittelalters. Diss. Marburg 1898.

¹³ E. Gagliardi, in: Die Universität Zürich 1833–1933, Festschrift S. 363.

Herren und Damen allenfalls für Verdienste besaßen auf jenem Gebiet, das ihnen hätte näher liegen müssen als die Liebespoesie: die gelehrten Studien und die lateinische Literatur, wie sie an den Schulen der Stifte und Klöster wenigstens hätten getrieben werden sollen. Da stellen nun die Historiker mit Bedauern fest, daß sie sich kaum über den Zustand schlechter und rechter Lateinschulen erhoben, und für das 14. Jahrhundert fällt bei Karl Dändliker sogar das Wort, es habe damals eitel literarische Öde und Ignoranz geherrscht – im Jahr 1335 hätten Propst und Kapitel am Großmünster nicht einmal schreiben können¹⁴. Die früheren Zustände werden meistens vom Mangel an Nachrichten offenbar gnädig verhüllt. Für das 11. Jahrhundert, die große Zeit der königlichen Hoftage auf der Pfalz, vor allem unter Heinrich III., müssen wir uns mit einer recht fragwürdigen Nachricht begnügen. Einer der geistreichsten und schärfsten Satiriker des Mittelalters, der unter dem pompösen nom de guerre Sextus Gallus Pyosistratus Amarcus schrieb, soll nach einem späteren Zeugnis aus Zürich stammen. Dieser doctor veritatis, catholicus satyricus und amator honestatis, dieser zweite Horaz komme, heißt es da, aus der Turiaca Provincia secus Alpes, also aus der Gegend Zürichs herwärts der Alpen¹⁵. Aber leider bestehen Gründe, diese Nachricht zu bezweifeln, und der maßgebende Historiker der mittellateinischen Literatur, Max Manitius, verweist den Dichter Amarcus ins Rheinland mit dem für Zürich beleidigenden Argument, der bewegliche Geist dieses Satirikers passe besser dorthin¹⁶. Es bleibt den Zürichern, die sich sonst als besonders beweglich vorkommen, vorläufig nur das

¹⁴ K. Dändliker, Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich I, 207f.

¹⁵ Schweizerische Herkunft des Amarcus nach Hugo von Trimberg, Registrum multorum auctorum (um 1280), herausgegeben von K. Langosch, Berlin 1942, Verse 438ff. und Kommentar S. 229f.

¹⁶ M. Manitius, Geschichte der mittellateinischen Literatur II, München 1923, S. 569ff.

AD SIGNANDUM DOMUM CONTRA DIABOLUM.

Uuola uuibt taz tu uueist. taz tu uuibt heizist.

Taztunc uueist noch ne chanst cheden chnosspinci.

⁴ Haussegen aus der Handschrift Mohlberg Nr. 346 der Zürcher Zentralbibliothek, einem ursprünglich st. gallischen Sammelband des 10./11. Jahrhunderts. Text: *Ad signandum domum contra diabolum. Uuola uuibt taz tu uueist taz du uuibt heizist, taz tu ne uueist noch ne chanst cheden chnosspinci. Vgl. Anmerkung 17.*

Nachsehen. Um so mehr, als wir aus dem zürcherischen 10. und 11. Jahrhundert in der Tat nur ein gänzlich unaufgeklärtes, ja tief archaisches Literaturzeugnis deutscher Sprache beibringen können; das ist der Zürcher Haussegen (Abb. 4) mit der Beschwörung eines Dämons, eines «Wichts», der wie das Rumpelstilzchen beim Namen genannt wird, damit er den Menschen nicht mehr mit *chnospinci* drohen kann – nur ist dieses *chnospinci* ein undeutbares Wort und der Zauberspruch damit ein wenig gegenstandslos¹⁷.

Etwas getröstet werden wir wenigstens im 13. Jahrhundert für die Zeit unmittelbar vor den Manessen. Der Bischof von Konstanz, der bei diesen erscheint, Freiherr von Klingenberg und Sohn einer vornehmen Zürcherin, war früher Propst am Großmünster gewesen und hatte sich hier 1273 verdient gemacht durch eine Reorganisation der Kantorei und der Schule. Nachher wurde er Kanzler des Kaisers Rudolf von Habsburg. Und dem Großmünster waren ja vor allem die Manesse selbst verbunden, der von Hadlaub erwähnte Kustos Johannes Maneß, Verwalter des Stiftungsschatzes, sowie seine Brüder Rüdiger III., Scholasticus am Stift, und Manesso, alle drei Chorherren. So ist hier die Verbindung des Hofes und der Adelsburg mit der Schule durchaus vorhanden. An dieser Schule aber hatte bis zu seinem Tod 1281 Konrad von Mure¹⁸ gewirkt,

vor seinem späteren Verehrer und Herausgeber Felix Hemmerlin der bedeutendste unter den Gelehrten des mittelalterlichen Zürich (was von zweien zu sein immerhin wiederum nicht so schwer war). Konrad – der sich nach seinem Mutterkloster Muri im Aargau benannte – ist ein sehr vielseitiger Schulautor, in Italien und wahrscheinlich auch in Paris ausgebildet, der zum Gebrauch des Unterrichts die verschiedensten kirchlichen und weltlichen Stoffe zum Teil in Versen abgehandelt hat: Zoologie und Geographie, Päpste, Kaiser und Mythologie und Legende. Und berühmt ist seine *Summa de arte prosandi* (1276), ein Leitfaden zum Schreiben von Briefen und Urkunden, ein Büchlein aber eben, von dem offenbar die analphabetischen Chorherren von 1335 zu wenig Notiz genommen hatten. Aber er ist auch – und damit bestätigt sich unser Bild – ein Mann vornehmer adliger Interessen und Beziehungen: Freund und poetischer Lobredner Rudolfs von Habsburg, Taufpate seiner Tochter, und Verfasser eines *Clipearius Teutonicorum*, einer poetischen Beschreibung der wichtigsten Wappen. Wir erinnern uns dabei nicht nur des heraldischen Interesses der Manessischen Handschrift und der Malereien im Langen Keller, sondern auch der berühmten Zürcher Wappenrolle¹⁹ des 14. Jahrhunderts, auch wenn diese mit dem damaligen Zürich

¹⁷ Zürcher Haussegen aus der Hs. Mohlberg Nr. 346 der Zentralbibliothek Zürich. Am leichtesten zugänglich in W. Braunes *Althochdeutschem Lesebuch* Nr. XXXI, 5.

¹⁸ Konrad von Mure: vgl. die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon, her-

ausgegeben von W. Stammler und K. Langosch, Band V.

¹⁹ Faksimileausgabe. Die Wappenrolle von Zürich wurde herausgegeben von Walther Merz und Friedrich Hegi, Zürich und Leipzig 1930.

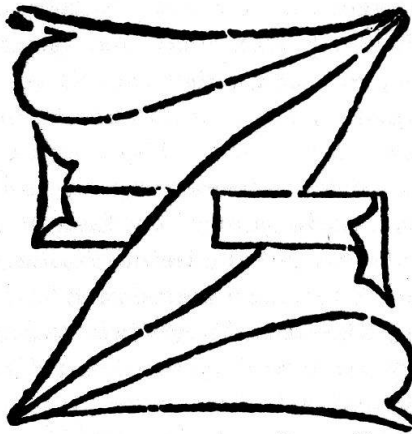
wahrscheinlich wenig zu tun hat. Daß schließlich Konrad von Mure der Lehrer Hadlaubs gewesen sei, ist nur eine dichterische Vermutung Gottfried Kellers, die allerdings ziemliche Wahrscheinlichkeit besitzt. Unter Hadlaubs Gönnern finden wir auch die Fürstin von Zürich – das ist wohl die bedeutendste Äbtissin des Stifts, Elisabeth von Wetzikon. Über die Verdienste dieser Frau um die Schule wissen wir zwar nichts, und wir sind anzunehmen geneigt, die Zürcher Fürstinnen hätten politische und wirtschaftliche Sorgen genug gehabt, als daß sie noch literarisch zu wirken vermochten. In der Kunstgeschichte freilich hat sich Elisabeth von Wetzikon eindrucksvoll genug verewigt durch den Abschluß des Fraumünsterbaus.

Und dennoch ist es nun die Welt der Zürcher Klöster, die nicht mit ihrer Gelehrsamkeit, aber ihrer Frömmigkeit in die Literatur eingegangen sind, und wir sind glücklich, Karl Dändlikers Wort von der literarischen Öde Lügen zu strafen. Es handelt sich um den zürcherischen Abglanz der großen mystischen Literatur des Spätmittelalters. Die Verbindung zum adligen Geist des Manesse-Kreises liegt allerdings keineswegs auf der Hand, doch mag sie in der vornehmen Abkunft mancher Klosterfrauen bestehen und vor allem auf der Ebene des reinen Geistes gesehen werden. Zunächst ist jene Welt, die Welt mystischer Frömmigkeit, eine Welt der Armut und des Verschmähtheits und der Abwendung vom Glanz höfischen Lebens. Diese Gottesminne, in der wir oft die ganze, nach innen gekehrte Minne der Ritter zu erkennen glauben, haben wir vor allem im Bereich der Bettelorden zu suchen, die sich in Zürich 1229 mit den Barfüßern, 1240 mit den Minoriten und 1270 mit den Augustinern angesiedelt hatten. In dieser Zeit entstanden die dominikanischen Frauenklöster in Töb, Kathariental bei Dießenhofen und Ötenbach in Zürich, wozu hier noch die Zisterzienserinnen im Selnau und die «Konstanzer Frauen» zu St. Verena kamen.

Gegen die Mitte des folgenden Jahrhunderts, zur Zeit also etwa des Abschlusses der Manessischen Handschrift, entstehen in den dominikanischen Frauenklöstern die rückblickenden Lebensbeschreibungen frommer Mitschwestern, zusammen geistliche Klosterchroniken von höchstem religions- und kulturgeschichtlichem Wert. Allen voran stehen die bekannten Schwesternviten des Klosters Töb, von der Zürcher Ratsherrentochter Elsbeth Stigel verfaßt und vermehrt um die fast novellistisch ausgestaltete Vita der «Königin Elsbeth», das heißt der Stieftochter der bereits erwähnten Agnes von Ungarn; die Prinzessin war unter traurigen Umständen ins Kloster Töb gesteckt worden und ging hier, in der Namenlosigkeit eines asketischen und visionären Lebens, einem frühen Tod entgegen²⁰. Über den Ötenbach aber berichtet ungefähr gleichzeitig eine hier verfaßte Chronik, die in einer Nürnberger Kopie erhalten ist²¹. Da wird erzählt, wie drei fromme Frauen sich in einem öden Haus in der Stadt zusammensetzten und das Kloster «anfangen», dann eine Niederlassung auf dem Sihlbühl versuchten und darauf, vom Hochwasser vertrieben, an den Ötenbach (Hornbach) zum Zürichhorn hinauszogen. «Also liesent si sich nider auff gottes erpernde und hetten das erst mal nit dann wasser und prot; das was eine kranke wirtschaft also hohen gottes preuten.» Am Ötenbach mußten sie sich, um Steine zu fahren, «wie Rinder» selbst vor den Karren spannen. Später mehrten sich die Schenkungen. Eine reiche und vornehme Witwe suchte Aufnahme im Kloster, das ihr als das ärmste und beste erschien. Dank entscheidenden Vergabungen eines Grafen von Werdenberg wurde der endgültige Bau des Klosters am Neu-Ötenbach nördlich des Lindenhofs möglich, und man richtete hier auch eine ertragreiche Illumi-

²⁰ Elsbeth Stigel, Das Leben der Schwestern zu Töb, herausgegeben von Ferdinand Vetter, Berlin 1906.

²¹ Herausgegeben von H. Zeller-Werdmüller und J. Baechtold im Zürcher Taschenbuch 1889.



Zu zytē als babst nicola² 8 funft
in linem ersten Järe von röm gen
fabien floch den sterbēd. Vnd ich
pogius florentinus 8 sachenhalb
ouch mit minē hufgelind haim in
min vätterlich lāde die wyle ge
zogen was. kam darnäch daselbs
hin vñ von mir gebettē karolus
aretinus ain fürpündiger man alles lobs vnd aller kün
sten. der da rytē wolt von räts wegen liner statt gen
florētze vñ zu mir et was ab wege wenig gerittē was
der selb vñ vil and (vnder denen wāren die aller gelerti
sten man / benedict² beder rechtē ain doctor vñ nicolaus
fulginas ain fürnemer vñ v̄rümpter maister der natür/
lichen kunste vñ ouch der artznie) rytē woltē gen are/
tum / ouch den sterbē der pestilentz zefliechē. Vñ begab
sich also daz vf dē tage nicola² vō arecio beruist ainē siech
en zeartzen vñ benedictus yetz gemelt haim rytende /
all dryg sament zu mir kamēt. deshalb groß fröid vñ wol
lust mins gemütes mich taten umbefächen. Do ich sach
dryg sölich aller lob würdigoster mānen vñ mir mit sun
derm günstige willē gewādt / āne geuerde vñ vō schick
ung des gelückes also an ain statt zu mir komen sin. Vñ
als die all. Durch min bitt vnd begerung / mit mir
in minem garten zu nacht geessen hatten / vnd man
näch vil vnd mangerlay rede alda gehapt / den tisch vf
gehüb. vnd die zyt hie was abgeschaiden / redt bene/
dictus Karole sage danck disem vnserm wirte (als sitt
ist vnd gewonlich) der vns so frölich wol vnd mensch/
lich hāt empfangen vnd gehalten / Dann du waist

5 Aus den Translationen des Niklas von Wyle, Eßlingen 1478, Bl. 75: Beginn der 5. Translation, nach einem Traktat des Humanisten Poggio Bracciolini. Zentralbibliothek Zürich.

nations- und Schreibstube ein. Unter den verschiedenen Sammlungen von Schwesternleben sind aber die Ötenbacher Aufzeichnungen gekennzeichnet nicht etwa durch ihren geistig-mystischen Rang, sondern sehr im Gegenteil durch die nüchtern-anschauliche und anekdotische Schilderung vor allem der prekären Anfänge, auf die man jetzt, 100 Jahre später, mit einigem Lächeln zurückblickt. Wenn man von der Voraussetzung ausgeht, daß der zürcherische Charakter keinesfalls zur Mystik neigt, dann möchte man diesen spätmittelalterlichen, ein wenig kleinlichen, aber vergnügten Realismus – ausgerechnet in der Welt mystischer Entrückung – als gut zürcherisch bezeichnen. Auch da nehmen die Verpflegungsprobleme einen verräterisch breiten Raum ein. «Also hatten sie eine heilige Schwester, die hieß Mechthild von Schaffhausen, die buk ihnen Brot, so gut sie konnte; das war sehr sauer und so naß, daß sie's an die Sonne legten, und wenn es trocken war, so fiel der Ranft einen Weg, die Brosmen den andern. Nun gab man ihnen oft Kraut zu essen, und das machte man also oft, daß es gehäuft in den Schüsseln lag... Also litten sie großen Hunger, daß Schwester Beli von Ebnat darauf sagte, daß sie aus lauter Hunger ziemlich Lust zum Essen und Trinken habe. Sie tranken sehr selten Wein, und wenn die Schwestern besonders schwach waren, so sotten sie Wasser mit Kümi und hielten das in hölzernen Geschirren und tranken das statt Wein.» Solche Schilderungen sind nicht mehr weit weg von den Spässen Hadlaubs über seine familiären Sorgen – auch im Bereich des geistlichen Lebens macht sich das bürgerliche Spätmittelalter bemerkbar.

Aber unter dieser Oberfläche, dieser bürgerlichen Ablagerung aus der Zeit um 1340, ist trotz allem plötzlich auch wieder der gewaltige Impuls der Mystik aus der Zeit der Jahrhundertwendespürbar, der Aufschwung der Gottesminne und der Gottesspekulation: vor allem in der Lebensbeschreibung der Elsbeth von Beggenhofen, die eine Schü-

lerin und geistliche Freundin Meister Eckharts war, des großen Lese- und Lebemeisters in Thüringen, Böhmen, Paris und Straßburg, der auch in unsern Landen seine geistlichen Töchter hatte. Das war zur selben Zeit, als die Manessen ihre Sammlung betrieben. Etwas jünger ist Elsbeth von Eiken, eine andere Ötenbacher Nonne, die selber Aufzeichnungen hinterlassen hat, von denen eine Rheinauer Handschrift in Zürich liegt²²: spontane Notizen aus ihrem Ringen zwischen wilder Selbstkasteiung und den Höhen visionärer Abstraktion (Bild 8). Was Eckhart betrifft, so gehört ja vielleicht auch sein berühmtes Buch der göttlichen Tröstung, das er der Königin Agnes nach dem Königsmord von Windisch gewidmet hatte, in diesen schweizerischen Raum. Bedenkt man, wie die Gestalt Eckharts bald versunken ist hinter der praktischen Mystik Johann Taulers und der spielerischen Frömmigkeit Heinrich Seuses (dem geistlichen Freund und Berater Elsbeth Stagels), so ist sein Erscheinen bei den Ötenbacher Nonnen um so bedeutungsvoller.

Doch haben wir für diese Beziehung auch noch einen andern Zeugen. Die Zürcher Zentralbibliothek bewahrt unter ihren Schätzen eine mystische Sammelhandschrift mit einem Eckhart-Text, der zu den besten Überlieferungen gehört²³. Sie wurde 1393 geschrieben und stammt aus dem Bruderhause Nessental bei Zürich. Diese Handschrift ist zusammen mit einem andern geistlichen Sammelkodex vielleicht das einzige Überbleibsel dieser längst verschollenen geistlichen Siedlung Nessental oder Essental, zu suchen wohl in der Nähe des Essibaches am Hirslanderberg (wo sich heute der exotische Name Elefantebach durchgesetzt hat). Hier habe, so belehrt uns das Helvetische

²² Elsbeth von Eiken, Hs. Mohlberg Nr. 532 der Zürcher Zentralbibliothek, aus Rheinau. Darüber ausführlich W. Muschg, *Die Mystik in der Schweiz*, Frauenfeld und Leipzig 1935, S. 196ff.

²³ Hs. Mohlberg Nr. 13 der Zürcher Zentralbibliothek.

Lexikon von Leu, vor der «Religionsverbesserung» ein Bruderhaus, das heißt wohl eine Einsiedelei mit einer Kapelle gestanden, in welcher ein silberner Johanneskopf gewesen sei. Der Fall dieses seit Jahrhunderten vergessenen und verschwundenen Nessental und seiner bedeutenden Mystikerhandschrift aus den Wäldern am Degenried mahnt uns, im Urteil über die sogenannte geistige Öde vergangener Epochen vorsichtig zu sein.

Die Zeit um 1340 stellt sich uns dar als eine Zeit der Retrospektive im weltlich-minnesingerischen wie im geistlich-mystischen Bereich: in der feudalen Liederhandschrift und den einfachen Schwesternleben. Wir sind mit dieser Zeit bereits in den Jahren der beginnenden großen Umwälzung. Wir wissen nicht, ob Hadlaub noch die Brunsche Zunftverfassung von 1336 erlebt hat und wie er sich mit seinen emporgekommenen Mitbürgern gestellt haben mag. Die Jahre 1348/49 sehen die große Pestepidemie, die das Ihre zur Lockerung der Ordnungen und zum Gefühl einer Krisenzeit beigetragen haben wird. Und 1350 fällt die blutige Abrechnung mit den Mächten der Feudalzeit in der Zürcher Mordnacht, und sie wird 1351 durch den Bund mit den Eidgenossen besiegelt. Politisch und kriegerisch bewegt sind auch die folgenden Jahre mit den Belagerungen der Stadt durch Herzog Albrecht und Kaiser Karl IV. Wie steht es mit zürcherischer Literatur von da an?

Außerhalb der Klostermauern, in denen das mystische Leben langsam verebbt, wüßten wir wenig zu nennen. Wir müßten zurückgreifen auf ein etwas wirres und ungehobeltes Fastnachtsspiel in einer aus Nürnberg stammenden Münchener Handschrift, das wegen politischer Anspielungen auf Karl IV. und schweizerische Belange vielleicht nach Zürich gehört²⁴. Es ist ein Spiel vom Antichrist in ehrwürdiger mittelalterlicher Tradition, aber eigenartigerweise in

²⁴ Des Entkrist Vasnacht = Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert, herausgegeben von A. v. Keller, II, Nr. 68.

die Form eines Fastnachtspiels («Des Entkrist Vasnacht»), eines bürgerlich-populären Mummenschauzes, übergeführt. Es wäre ein Vorläufer des im 16. Jahrhundert blühenden Zürcher Volksschauspiels, aber in so primitiven Formen, daß man nicht unglücklich zu sein hätte, wenn es die Forschung unserer Stadt wieder absprechen würde.

Das 15. Jahrhundert aber führt uns bereits zu den Vorboten des Humanismus, ja der Reformation. Die bedeutendste literarische Gestalt wurde schon erwähnt: Felix Hemmerlin, der viel umstrittene Chorberr am Großmünster²⁵. Er ist der geistige Schüler des Konrad von Mure, welchen er hoch verehrt hat. Mit seinen Interessen und seiner Bildung gehört er noch ganz der mittelalterlichen Welt zu. Aber im persönlichen Zuschnitt, mit seiner italienischen Bildung, seiner Mitarbeit an den Konzilien von Konstanz und Basel, mit seinem Selbstbewußtsein, der Beweglichkeit und Kampflust seiner Schriftstellerei, als Bücher- und Kunstliebhaber ist es doch schon ganz der frühe Humanist. Er hat seinerseits wieder einen bedeutenden Schüler und Nachfolger gefunden, den Aargauer Niklas von Wyle (Bild 5), den frühen deutschen Renaissance-Prosaisten und Verfasser der epochemachenden *Translatzen*²⁶: über zwei Jahrhunderte weg eine eindrucksvolle Filiation eines zürcherischen Humanismus. Felix Hemmerlin steht noch ganz auf seiten der feudalen Mächte, ja er ist nach dem Ende der österreichischen Epoche seiner Vaterstadt, in den Gefängnissen seiner Gegner, fast eine Art Märtyrer dieser Haltung geworden. Er bringt früheste Mitteilungen über die eidgenössische Herkunftssage noch in satirisch verzerrter Form – aber kaum ein halbes

²⁵ Auszüge aus Hemmerlins Werken bei B. Reber, Felix Hemmerlin von Zürich, Zürich 1846.

²⁶ Niclas von Wyle, *Translationen*, herausgegeben durch A. v. Keller, Stuttgart 1861. Enthält Übersetzungen nach Enea Silvio, Boccaccio, Poggio, Petrarca, Lukian und – Felix Hemmerlin.

Jahrhundert später wird es gerade der zürcherische und schweizerische Humanismus sein, der in Liedern, Spielen, Traktaten und Chroniken die Freiheitsbewegung der Eidgenossen verherrlicht und den wahren menschlichen Adel gerade bei den freien Bauern und Bürgern feiert:

darmit man verstan sol,
das der adel von der burscheit thuot
entspringen,
wann die buren thüend nach der tugent
ringen.

So sagt der Zürcher Scholarch Balthasar Sproß in seinem neuartigen politischen Mahnspiel von den Alten und Jungen Eidgenossen (Neujahr 1514)²⁷. Und die Flugschriften der Reformation feiern erst recht im schlichten Menschen, im Bauern, den ursprünglichsten Erkenner und Empfänger des erneuerten Evangeliums. So hat sich der Kreis geschlossen, hat das Neue die Würde des Alten übernommen.

Doch kehren wir am Schluß nochmals zurück zu unserem eigentlichen Thema: der ritterlichen Kunst zürcherischen Minnesangs. In den Jahren 1350–52 saß ein Anführer der Zürcher Mordnacht, Graf Hans von Habsburg-Rapperswil, im Zürcher Staatsgefängnis, dem limmatumflossenen Wellenberg. In den Chroniken des 16. Jahrhunderts – bei Etterlin und Tschudi – wird erzählt, er habe während dieser dreijährigen

²⁷ Das Drama dient später als Vorspiel zu Jacob Ruffs *Etter Heini*, herausgegeben von H. M. Köttinger, Quedlinburg und Leipzig 1847.

Gefangenschaft das bekannte Lied gedichtet: Ich weiß ein blaues Blüemelein²⁸. Es ist vielleicht die letzte Nachricht von einem Schweizer Minnesänger, und sie ist von hohem symbolischem Reiz. Vielleicht ist sie sogar nur symbolisch und nicht historisch – denn das Motiv vom gefangenen Minnesänger ist ein rührendes Wandermotiv; es wird ebenso von Richard Löwenherz wie von König Enzo, dem unglücklichen Staufensprinzen, berichtet, und Goethe hat es auf Grund seiner Lektüre der Tschudischen Chronik, in Stäfa, für sein Lied vom gefangenen Grafen benützt. Das Lied vom blauen Blümlein ist uns nicht erhalten, doch vermuten wir es in irgendeiner von vielen volksliedhaften Fassungen, so zum Beispiel:

Weiß mir ein Blüemli blaue
Von himmelblauem Schein.
Es stat in grüener Aue,
Es heißt: vergiß nit mein.

Der Übergang des ritterlichen Minnesangs ins Volkslied fände damit auch einen tröstlichen zürcherischen Beleg: der hohe Geist des Rittertums ist doch, auf anonymen Wegen, unverlierbar auch den bürgerlichen Nachfahren zugekommen. Und so mag es für einmal erlaubt gewesen sein, der blauen Blume der ritterlichen, der hohen Zeit nachzugehen und mit dem Grafen von Rapperswil von ihr zu sagen:

Es stat in grüener Aue,
Es heißt: vergiß nit mein.

²⁸ Jakob Baechtold, *Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz*, Frauenfeld 1892, Anmerkungen S. 43f.

LEGENDEN ZU DEN NACHFOLGENDEN DREI BILDERN

6 *Initiale A (Daniel 1,1) in der sogenannten Alkuin-Bibel der Zürcher Zentralbibliothek (Graphische Sammlung), aus der berühmten Schreibschule von Tours, 9. Jahrhundert, Mohlberg Nr. 226.*

7 *Ausschnitt aus den Wandmalereien im Haus zum Langen Keller am Zürcher Rindermarkt, heute im Schweizerischen Landesmuseum. Um 1300, stilistisch verwandt mit den Bildern der Manessischen Hand-*

schrift (Nachtragsmeister I und II). Szene aus dem ritterlichen Leben. Vgl. Anmerkung 5. Photo Schweiz. Landesmuseum, Zürich

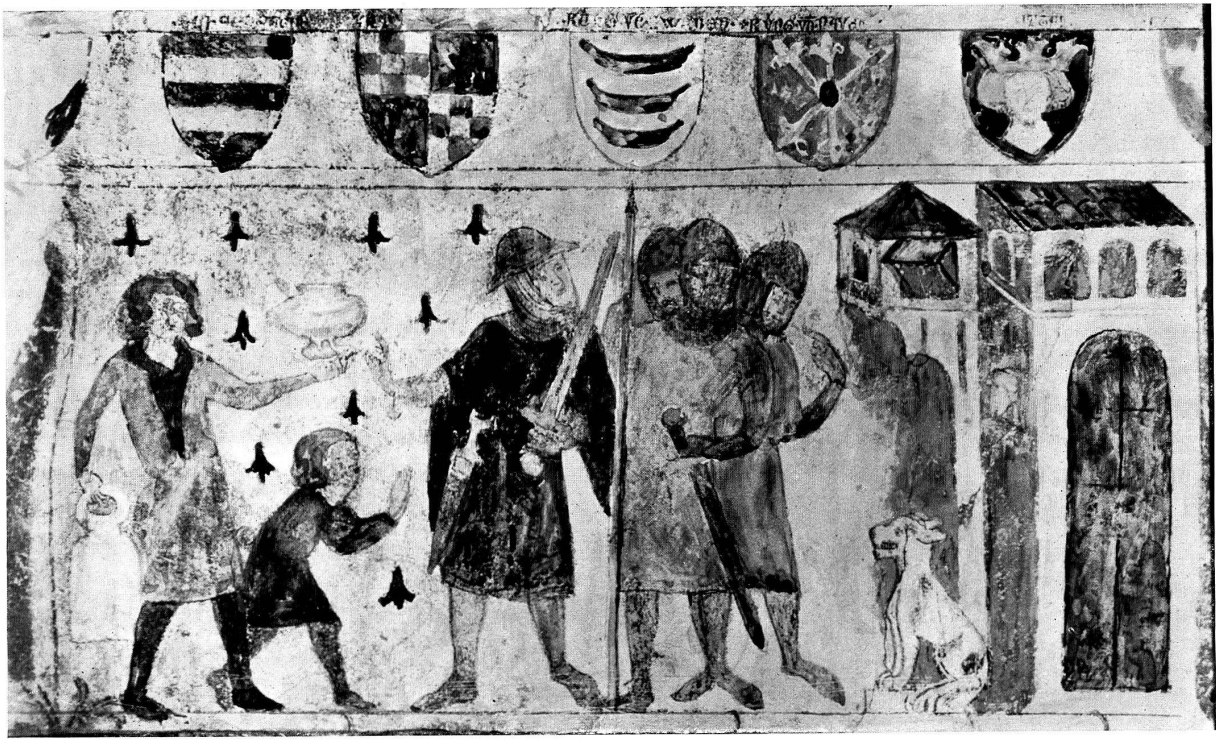
8 *Das Büchlein der Offenbarungen der Ötenbacher Schwester Elisabeth von Eiken, Handschrift des 14. Jahrhunderts aus Rheinau in der Zürcher Zentralbibliothek, Mohlberg Nr. 532. Natürliche Größe. Vgl. Anmerkung 22.*

DANIELS PRO



IN TERTIO REGNI
CHIM REGIS IUDAE
NABUCHODONOSOR R
BABILONIS HIERO
ET OBSEDIT EAM. E
DIDIT D^NS IN AN
EJUS IOACHIM R
IUDAE ET PART
IASORUM DOC
DI ET ASPORT

ET IN TERRA SENECAE IN DOMUM D^I SUI
INTULIT IN DOMUM THESAURI D^I SUI. ET AIC



amuelichste der gevallet
hce lute v nach de als ich
on hylide naton ewelich a
in die aubliche wil nach de
vbor gulte adel als es ic
mischet wart bekent dat
du in d' d' am onf ve
liche hce heb ich dich in
binnend quid ernt luf an
geschi of d' blucad on
ne zeich onf krompe. f.
Chre ich manen hie me
grud mit hie de ich du
deurste in adu muf te
te hie of gefesse han

111
of d' blucade luf et me. k.
Si lute dich d' de du on in
wurde wellest hie die glich
ste glich d'us krompe kromp
do wart geschi also
ich wil die hie in die krompe
se ernt v' in wil du i der
ke du blucade onf zeich
onf krompe kromp in der
gliche glich als es onf
schist er luf in onf che
hce wie menest du d'is
mudruk do wart geschi
ich me es mene nach
du bigne wan die